

Enten in meinem Schußbuch

VON HELMUTH HENDEL

Es war etliche Jahre vor dem Kriege. Da saßen wir zu dreien an einem hinterpommerschen Kamin und sprachen über Schußbücher. „Mein Schußbuch hat, ganz wie sich's gehört, mit einer Krähe angefangen“, so sprach der eine, der ein hervorragender Schütze war und jeden Herbst in Schlesiens reichen Wildbahnen jagte. „Na, und jetzt tragen Sie die Hühner nur dutzendweise ein“, meinte der dritte in der Runde, ein alter Ostafrikaner. Er tat einen tiefen, nachdenklichen Zug aus seinem Rotweinglas. „Ich selbst habe kein Schußbuch geführt“, meinte der Afrikaner, „aber ich kenne das eines Freundes, und dies Schußbuch fing so an: Vor dem Kriege, als unsere Bahn von Daressalam aus ins Inland eben fertig war, fährt mein Freund da als blutjunger Commis ins Hinterland auf seine erste Stelle. Plötzlich ein Ruck. Das Bähnchen will nicht weiter, steht und faucht. Was ist los? Steht da ein Mords-Elefant auf den Schienen und will auch nicht weiter, wird direkt ungemütlich. Mein Herrmann geht zurück und holt seine Büchse aus dem Gepäcknetz. Einem Elefanten muß man auf den Rüsselansatz schießen oder ins Auge, das weiß er noch, der Hermann Stubbe. Er schießt aufs Auge, und der Elefant sackt um wie ein Klotz. Daheim in Deutschland hatte sich der gute Junge nur mal mit seinem Luftgewehr auf Spatzen versucht. Und nun! Wo ihr in euren Schußbüchern auf der ersten Seite eine Krähe oder ein Eichkatzel zu stehen habt, da steht bei ihm — ein Elefant! Und Stoßzähne hatte der! Meine Arme sind reichlich kurz. Sonst könnte ich euch das zeigen.“

Wir glaubten ihm auch so, daß diese Zähne zwei Meter lang und länger waren, leerten unsere Gläser auf dieses ferne Waidmannsheil, ließen das Kaminfeuer prasseln und sagten eine Zeitlang gar nichts. Guter alter G.! Dies war eine deiner ostafrikanischen Geschichten, und wir haben sie dir geglaubt damals. Vielleicht hat dein guter Rotwein dabei mitgeholfen.

Und dann gingen zwei Jahrzehnte ins Land, in denen wir ein Stück deutscher Geschichte erlebten. Man sagte uns damals, die Nachwelt würde uns einmal um dieses Erleben beneiden. Das Alte sei nun begraben, Europa neu geordnet.

Als im März 1945 die Russen über Hinterpommern kamen, ließen sie als erstes auf meinem Hof eine Grube ausschachten. Dahinein kam alles, was ich an Büchern besaß. Es war eine ganze Menge. Wertvolle geschichtliche Werke und ein ganzes Bücherbrett mit Tolstoi und Dostojewski, die ich besonders schätzte. In dieser Grube ruhte auch mein Schußbuch. So kann ich heute nicht mehr nachblättern, und ich kann weniger von „roten Punkten“ erzählen, deren im Laufe von 25 Jahren auch einige eingetragen wurden. Denn die vergißt man doch leichter als die anderen, die grünen Punkte. Erzählen wir lieber davon!

Mein Schußbuch fing wirklich an, „wie sich's gehört“, mit einem Eichelhäher, getroffen von einer Kleinkaliberkugel. Das erste wirklich jagdbare Wild in diesem Schußbuch aber war eine sommerliche Stockente, ich weiß es noch ganz genau.

Es war das große Gut, hinten im Kreise Stolp oder Lauenburg, mit einer großen geschlossenen Ackerfläche, über 2000 Morgen. Auf diesem Acker wirkte ich mit als ganz junger landwirtschaftlicher Beamter, als so ein „Triddelitz“, der gut daran tut, sich recht oft vertrauensvoll an die alten Gutsarbeiter zu wenden. Guter alter Karl Bujack, wenn ich dich nicht gehabt hätte! Wie viele Dummheiten hätte ich gemacht! Ich sehe dich noch, dich hageren, alten Kerl mit deiner Schnupftabaksdose aus Ochsenhorn. „Is Ihnen jefällig?“, so botest du mir jedesmal an, und immer dankte ich. Dann tatest du dir vorsichtig ein kleines Häufchen Schnupftabak auf den Handrücken zwischen Daumen und Zeigefinger und nahmst, laut hörbar, zweimal einen tüchtigen Zug.

Es war Anfang August. Wir standen neben einer Gerstenhecke. „Is nuscht nichts Rechtes mit jener Gerste, dies Jahr“, meinstest du, „und was da sind, die Enten, die machen allermeist auch was Schaden. Sie müßten mal nachsehen, hinten auf Richters Moor“.

Während der Mittagszeit ging ich einmal „querbeet“ über die großen Äcker, mußte nachsehen, wie weit man einfahren konnte. Aber ebenso dachte ich an die Enten. Wie mußte dies Land wohl von oben, aus der „Entenschau“, aussehen? Ein Drittel davon war gelb und kahl, nur noch mit einigen wenigen Getreidehocken darauf. Das waren die Roggen- und Gerstenschläge. Ein weiteres Drittel war grünlich-gelb,

auch mit einzelnen Hocken darauf. Das war der Hafer. Und das letzte größere Drittel war grün: alles Kartoffeln. Brennereikartoffeln. Aber vor mir, da lag es, „Richters Moor“. Ein Tümpel, kaum einen Morgen groß, wo man wohl einmal Torf gegraben hatte. In einer Ecke war ein Graben, der den Tümpel entwässern sollte, aber das schon lange nicht mehr tat. Um das Wasser herum gab es saure, harte Wiesengräser und einige Weidenbüsche.

„Äätsch, äätsch“, eine Bekassine ging am Rande hoch. „Laß sie fliegen, die triffst du doch nicht“, sagte ich mir, und damit hatte ich völlig recht, wie ich später noch mehrfach feststellen sollte. Und dann stand ich am Wasser: Himmel noch eins! Wo man hinschaute, schwammen größere oder kleinere Entenfedern! Wenn es doch erst Abend wäre!

Glückliches, weites Pommerland. Da gab's noch Platz. Wenn da so ein junger Mann gern Enten schießen wollte, dann brauchte er sich kein Revier zu pachten. Wenn er sich sonst und im allgemeinen recht nett benahm, dann bekam er leicht Jagderlaubnis, und auf „meinem“ Gut war die Frau meines Chefs einem erfolgreichen Jäger immer dankbar.

Man brauchte nur ein Schießgewehr. Der alte Müllermeister Richter, unten im Dorf, der die Jagd längst aufgegeben hatte, lieh mir gern das seine. Vielleicht witterte auch er Entenbraten. Ich entfernte den Staub von den alten Läufen und stellte zunächst einige Rostkuhlen fest und auch einen eingestanzten Stempel ganz unten. „Schießen Sie man nur mit Schwarzpulver“, sagte der Müller. „Diese neumodischen Patronen, die schießen viel zu hart.“ Mir war das ganz recht: Die „neumodischen“, rauchlosen Patronen waren auch viel teurer als die „schwarzpulvrigen“.

Und endlich war es Abend. Mit schußbereiter Flinte ging ich langsam an das Moorloch heran. Vielleicht waren schon Enten da. Doch still und unberührt lag das Gewässer in der allerersten Dämmerung. Ich kroch in einen der drei Weidenbüsche und setzte mich auf meinen Rucksack, den ich prall mit Heu vollgestopft hatte. Zwischen den Weidenblättern hingen viele Raupengespinste. Dazwischen flatterten einige Nachtschmetterlinge. Über meinem Versteck war ein großer, klarer Abendhimmel. Durch die stille Luft hörte ich, wie hinten auf dem Hof alles zur Ruhe ging! Die Gänse wurden nach Hause getrieben . . . Vor mir lag das Wasserloch, und darin spiegelte sich auf der anderen Seite dunkel der Weidenbusch. Mein Tümpel war ungefähr nierenförmig. So konnte ich leider nur einen Teil von ihm übersehen.

Bald mußten die Enten kommen. Nein, Schwärme von Enten! Plötzlich hörte ich ein Fauchen dicht über mir. Dann flatterte es. „Patsch“ sagte es, und kaum 20 Schritte vor mir schwamm eine Stockente. Langsam, ganz langsam hob ich das damastene Schrotgewehr, spannte die Hähne . . . Wumm, dröhnte der Schuß durch die Abendstille. Der Rückstoß warf mich fast von meinem Rucksack, und dann schaute ich in einen bläulich-grauen Pulverdampf. Nichts war zu hören, keine abstreichende Ente.

Endlich verstrich der Pulverdampf, und da, wo eben noch die Ente schwamm, lag jetzt ein brauner Federbalg auf dem Wasser und rührte sich nicht mehr. Meine Ente! Meine erste Ente! Aber wo blieben die anderen? Da, witt-witt-witt . . . Sie strichen heran, nein, sie strichen vorbei, strichen weg. Und wieder, ununterbrochen. Doch keine fiel mehr auf meinem Wasserloch ein. Aber auf den Gersten- und Haferäckern ringsum wurde es lebendig. Überall paakten, schnaterten und flatterten die Enten, und keine war zu sehen. Dazwischen hörte man Rebhühner locken und ganz deutlich immer wieder das „Pick-wer-wick“ einiger Wachteln. Es wurde dunkler, immer dunkler, aber nicht ganz. Am nördlichen Himmel blieb eine Helligkeit, die man mehr ahnte als sah. Jetzt klingelte es über mir. Es patschte aufs Wasser, 2-, 3-, 4mal, und nichts war zu sehen. Und immer weiter fielen Enten ein, und andere strichen ab. Von mir konnten sie doch nichts gemerkt haben, aber vielleicht hatten sie ihren Durst gestillt. Und jetzt . . . waren das nicht drei oder vier dunkle Schatten, die da lautlos vor mir vorbeischwammen? Ich hob die Flinte. Unmöglich, es war nichts mehr zu erkennen. Und dabei mußten wohl an 50 Enten auf dem kleinen Wasser liegen. Abwarten. Einmal mußte es ja hell werden. Und langsam wurde es hell. Aber schon eine Stunde vorher waren viele Enten abgestrichen. Dann hatte ich nichts mehr gehört. Und wie es dann endlich, endlich ganz hell war, da lag ein stiller Tümpel vor mir. Keine

Ente schwamm noch darauf, nur eine Menge Entenfedern. Ich kroch aus meinem Weidenbusch heraus, umkreiste das Wasserloch, einmal im Schritt, dann im Laufschrift. Endlich waren die Glieder wieder gelenkig.

Am nächsten Abend war ich wieder da. Zwei alte Pferdedecken hatte ich mir mitgebracht, und das Ende meiner Damastschrotläufe hatte ich weiß angemalt. Irgendwie mußten die Enten doch schußgerecht kommen! Aber es wurde wieder dasselbe. Die Enten strichen wie die Mai-käfer. Auf allen Äckern paakte und schnatterte es, auch auf meinem Wasserloch, als es dunkel war. Doch als wieder einmal viele dunkle Schatten vor mir vorbeischwammen, nahm ich einen, so gut es ging, aufs Korn. Und dann don-nerete ein Schuß in die Nacht hinein.

Was dem folgte, läßt sich schwer beschreiben. Eine ganze paakende und schnatternde Wolke schien aus meinem Tümpel hochzugehen, und hundertfach antwortete es auf den Äckern. Dann wurde es still, wohl eine halbe Stunde lang, und dann setzte das nächtliche Konzert wieder ein, bis sich der neue Morgen ankündigte. Da strichen die letzten Enten aus meinem Wasserloch ab. Als es dann ganz hell war, umkreiste wieder ein fröstelnder, müder, junger Jägersmann das Wasserloch. Wieder lagen viele Federn darauf, aber wenigstens auch eine Ente. Für eine dritte Nacht reichte auch die jugendliche Jagdpassion nicht mehr aus, und auch der Tagesdienst durfte nicht zu sehr darunter leiden. Doch diese nördischen Sommernächte mit ihren tausend Stimmen sind mir immer im Gedächtnis geblieben. Für meine ersten beiden Enten brauchte ich kein Schußbuch.

Das nächste Wild in meinem Schußbuch war ein Hase, und zwar ein Rammler. (Da meine meisten Hasen damals Ansitz- oder Suchhasen waren, vermerkte ich im Schußbuch immer, ob Rammler oder Häsin.) Außerdem stand dahinter: Datum und „Sonntagabend auf Suche in der Schimmerwitzer Heide hinter dem Grenzschlag“. Am nächsten Sonntag erschien der Hase mit Rotkohl und geschmorten Äpfeln auf der Mittagstafel, und befriedigt stellte man fest: es war sogar ein junger Rammler. Natürlich mußte ich von seiner Erlegung berichten. Als der Name „Schimmerwitzer Heide“ fiel, versank der Hausherr kurze Zeit in Schweigen. Gleich nach dem Essen aber rief er mich ins Gutsbüro, und da erfuhr ich an Hand der Gutskarte, daß ich in der Schimmerwitzer Heide keineswegs jagdberechtigt war, denn diese war fiskalisch. Ich habe meinen ersten Hasen also regelrecht gewildert, und so fing dieses mein Schußbuch eigentlich mit einem sehr roten Punkt an. Aber nun war's zu spät, und es blieb mir nichts weiter übrig, als dem Nachbar Revierförster zu beichten. Er nahm die Beichte gnädig an.

Dieser junge Rammler war das erste flüchtige Wild, das ich zur Strecke brachte, und dabei hatte ich festgestellt, daß mir der alte geliebene Damast-Püster ausgezeichnet lag. Zwischen den Kiefernknuseln war der Hase plötzlich aufgestanden, war schräg von mir weggeflüchtet, ich ging mit, und auf den Schuß war er im Heidekraut verschwunden. Mit der Flinte in der Hand stürmte ich hinterher. Wirklich, da lag der Hase. Ich hob ihn an den Hinterläufen hoch und war glücklich, nur glücklich . . .

Nicht weit von dieser Stätte meiner Wilderei lag noch ein größerer Moortümpel, auch inmitten der Äcker. Hier war ich jagdberechtigt. Am Rande dieses Wasserloches, etwas hoch gelegen, stand ein einziger Erlenbusch. Er gab etwas Deckung, und von hier konnte man das ganze Wasser wunderschön übersehen. Wenn es auch längst Ende Oktober war, warum sollten hier keine Enten einfallen? Zweimal hatte ich mich schon angesetzt, aber sie fielen nicht ein. Doch hier und nirgendwo sonst beobachtete ich jedesmal einen Schwarm irgendwelcher kleinen Enten, die mit schwirrendem Flügelschlag recht schnell vorbeistrichen. Am dritten Abend, als immer noch nichts einfiel, wagte ich einen Schuß auf dieses Flugwild, und richtig und wirklich, eins kam herunter. Eine Krickente lag auf der jungen Roggensaat. Da war ich mächtig stolz auf meine Schießkunst, und also trug ich im Schußbuch ein: „1 Krickenten-Erpel, Abendansitz am Grenzmoor. Im Vorbeistreichen mit Schrot Nr. 5. Guter Schuß!“ Die hübsche, grün-braune Erpelschwinge habe ich mir lange aufbewahrt.

Das waren die ersten vier Stücke jagdbares Wild in meinem Schußbuch. Danach kam noch vieles hinzu. Darunter zehn jagdbare Hirsche und über 120 Stück Schwarzwild. Das Niederwild wurde in späteren Jahren seltener, nicht weil es mich nicht mehr lockte, sondern weil ich später ganz auf dem hinterpommerschen Höhenrücken zu Hause war. Dort ist der Hase manchmal ein seltenes Getier. Aber zwischen-durch waren sie doch immer da, die Enten, denn es gibt viel Wasser zwischen den großen ostdeutschen Wäldern. Meist

waren es einzelne Enten. Nur einmal im Jahre war es rund ein ganzes Dutzend, wenn die große Entenjagd auf dem Jassener See bei Bütow fällig war, die ich in dankbarer, heller Erinnerung habe, so hell wie die Sonne, die an diesem Tage immer über dem schönen, großen See glitzerte. Dieser Tag war jedesmal der Höhepunkt des ländlichen Sommers, wenn da die kleine, lustige Jagdgesellschaft sich an den Schilfschneisen verteilte und unter lebhafter Knalle-rei die Mausererpel getrieben wurden.

Sehr viele Enten in meinem Schußbuch sind wintertags geschossen worden. Auf der Domäne Wutzkow, im Süden des Kreises Lauenburg, gab es einen Waldsee, so an 100 Morgen groß. Dieser See wurde durch einige Quellen auf seinem Grunde gespeist, und so floß an seinem westlichen Ende, dicht am Walde, ein Bächlein heraus, das im Winter wohl niemals zufror.

Es war viel Schnee gefallen, damals im Winter 1922/23, besonders im Dezember, kurz vor Weihnachten. Mit dem Schnee war die große Stille, der gute Winterschlaf über das ganze weite Land gekommen. Auch auf dem großen Guts-hof war die winterliche Stille eingekehrt. Man sah die Men-schen und Pferde. Sie zogen hierhin und dorthin durch den frischgefallenen Schnee. Aber man hörte sie nur, wenn der eine dem anderen etwas zurief, wenn eine Kette klirrte, ein Pferd wieherte. Gegen Abend klarte es ganz auf, und auf dem Hof war es ganz still geworden. Noch einmal knarrte die große Kuhstalltür. Der lange Winterabend begann. Nur auf dem Lande kennt man ihn noch.

Ich zog den dicken Mantel an, hing die Schrotflinte über und ließ den Hof hinter mir. Der Feldweg führte über den Bahndamm. Dann senkte sich der Weg. An beiden Seiten war eine Böschung mit Kiefernknuseln und Wacholdern. Und dann war ich auf einmal im Wald. Der Weg stieg wieder an. Die Kiefernstämmen wurden spärlicher, dafür aber dicker und höher, und auf einmal schaute man zwischen den Stäm-men hindurch und hinunter auf eine weiße, glatte Fläche. Das war der See. Weiter ging's durch den tiefen Schnee quer über den See und dann am Schilf und am Waldufer ent-lang. In der ersten Dämmerung tauchte die alte, überhän-gende Schwarzstorch-Kiefer auf. In der Krone sah man immer noch die Reste eines Horstes, und hier sollte vor kurzem noch ein Schwarzstorchpaar gebrütet haben. Ich konnte mir das wohl denken. Zwar las man bei Brehm, der Schwarzstorch horste meist versteckt im Walde, und das mußte wohl richtig sein. Ich lernte aber später noch einen Schwarzstorchhorst in einer himmelhohen Rankiefer ken-nen. Diese Kiefer stand auch recht frei am Waldrand. Neben der Kiefer war der Schilfrand zu Ende. Dicht dabei erkannte ich ein altes Holzgerüst, das fast ganz vom Schnee einge-deckt war. Hier war der Seeabfluß, und dieses Holzgerüst, das war der Aalfang. Aber nur im Herbst wurde hier geerntet. Jetzt war keine Aalreuse darin festgemacht. Neben der Kie-fer zwei Wacholderbüsche, dort setzte ich mich an.

20 Meter vor mir zog sich der Seeabfluß als ein dunkler Strich durch die verschneiten Wiesen hin. Drüben überm Wald war es schon etwas heller, da kam der Mond herauf. Manchmal war ein ganz leises Plätschern vom Abfluß her zu hören, aber das konnte man nur in dieser Stille verneh-men. Weiter hinten waren drei Stück Rehwild ausgetreten. Bei mir war absolute Ruhe. Eine gute halbe Stunde saß ich schon. Aber nun schien es hinten im Wald leise zu knistern und zu knacken. Und dann schaute ich nur noch auf den Waldrand. Jetzt tappte es da wieder. Sicher ein Fuchs. Immer noch nichts. Sollte er abgeschwenkt sein? Doch da: Lautlos und gemächlich hoppelte ein Hase heraus. Dicht vor dem Abfluß machte er seinen Kegel, spielte mit den Löff-feln . . . Bamm. Im Schnee erkannte ich nur noch einen dunklen Fleck.

Eine halbe Stunde saß ich noch. Das Tageslicht war nun ganz unmerklich in das Mondlicht übergegangen. Einige Male hörte ich einige Enten über mich hinwegklingen. Doch jetzt endlich! Eine strich ganz tief. Sie wollte einfallen. Hoch mit der Flinte! Da war sie! Gegen den Schneehintergrund hob sich die Ente deutlich ab. Im Gleitflug kam sie, dann ein Flattern, und als sie nur noch einen Meter über dem Gra-benrand war, ließ ich sie aufsitzen. Wie ein Lappen fiel sie.

Eine Weile blieb ich noch sitzen. Mond und Schnee leuch-teten so hell, daß ich die Damast-Maserung auf den Läufen deutlich erkennen konnte. Nur wenige Enten waren noch zu hören. Leise gluckste und plätscherte das schmale Fließ.

Da lag er auf dem Uferbord, ein schwerer Waldhase, so einer von zwölf Pfunden. Gleich daneben ein prächtiger Er-pel mit breiten Schwingen. Die eine Schwinge lag über dem Hasen, die andere im glitzernden Schnee. Auch für Erinne-rung an diesen Erpel brauchte ich kein Schußbuch.